

Neuer Hochheimer Stadtanzeiger

Ämliches Organ



1. Stadt Hochheim

Erscheint: Dienstags, Donnerstags, Samstags (mit illustr. Beilage) Druck u. Verlag, verantwortliche Schriftleitung: Heinrich Dreisbach Hörsheim Telefon 59. Geschäftsstelle in Hochheim: Mahlenheimerstr. 25, Telefon 57.

Anzeigen: kosten die 6-gespaltene Colonelzeile oder deren Raum 12 Pfennig, auswärts 15 Pfg., Reklamen die 6-gespaltene Colonelzeile 30 Pfg. Bezugspreis monatlich 1.— Rm. Postcheckkonto 168 67 Frankfurt am Main.

Nummer 148.

Freitag, den 24. Dezember 1926

3. Jahrgang



An die heilige Nacht.

Nach dir ward eine Sehnacht heimisch, Nacht der Nächte,
Ein ruhlos Spähen unter Sternmillionen,
Denn Erdentrug trieb uns von heiligen Zonen,
Wir waren Sklaven und der Sünde Knechte.

Im Fiebern, das die Schuld nie schlimmer schürte,
Sucht unser Herz, von Welt und Wahn belogen,
Am großen, weiten, ewigen Himmelsbogen
Den goldenen Stern, der einst die Hirten führte.

Du heilige Nacht mit deiner hehren Weihung,
Mit Atemwellen reichster Gottesgnade,
Leuch! auch den blassen Schmerzen unserer Plade
Zu deines Friedens köstlicher Befreiung.

Sah rennend uns mit freudigen Herzensgaben
Nach Bethlechem als Knechtliche ziehen
Und dankbar-selig wieder niederknien
Vor diesem süßen, herzigen Jesusknaben.

Karl Schneider.

Weihnachtsglocken.

Wohl, ein jeder kennt die Sage von Vincta, der verfunkenen Stadt. Ihrer Sünden halber kam plötzlich das Strafgericht über sie. Mit allem, was sie barg, verlor sie eines Tages plötzlich in der Öfsee. Seitdem ist sie völlig vom Erdboden verschwunden.

Kein Haus, kein Stein erinnert mehr an ihre Geschichte. Wenn aber die Weihnachtszeit herbeikommt, dann hören die Seelen, wenn sie an der Stelle im Meer vorbeikommen, ein gar liebliches, geheimnisvolles Säuten. . . . Glocken aus einer verfunkenen Welt.

In der Sage von Vincta spiegelt sich ein Stück unserer persönlichen Geschichte wieder. Einem jedem verbirgt sich in der Seele eine verfunken Welt. Sie mag das ganze Jahr über unbemerkt in der Seele schlummern und kaum vernehmlich hervortreten. Wenn es aber Weihnacht wird, wenn die seligen Glocken der geweihten Nacht klingen und Frohlocken klingen der ganzen Menschheit, dann beginnt diese verfunken Welt, die solange stumm und still war, mit einemmal aufzuleben. Mögen uns auch sonst, das ganze Jahr über, noch so sehr die Sklaventeile harte Arbeit an den rauen, unerbittlichen Tag gebunden haben, wenn es Weihnacht wird, dann wird diese verfunken Welt plötzlich mit all ihren lieben Bildern wach, alle, sonnige Erinnerungen, Welken

wieder auf, wie flutendes Sonnenlicht, das die grauen Nebel verstreut, wie Sonnenglanz, vor dem alle Düsternis weichen muß. Heimweh mit seiner ganzen Behntheit, ach durch unsere Seele. Der Kreis wird wieder zum Rinde und wandelt im Geiste die Wege der frühen, köstlichen Jugend, die Wege durch die alte, liebe Heimat. . . .

Und hinein in die wehmütige Erinnerung klingen die Weihnachtsklöden ihre jauchzende Botschaft: Euch ist heute der Heiland geboren! Der Heiland! . . . Wüßten sich die Bitternisse und Leiden, die wir erlebt haben, noch so arg in Gegensatz setzen zu den Erinnerungen an die sonnige, fröhliche Kindheit, müßten noch so viele Stürme über uns hinweggegangen sein, wenn in der stillen, heiligen Nacht Milliarden von Sternen die unendliche Liebe Gottes verkünden, dann hat Verzweiflung keinen Platz mehr im Menschenherzen. Wir alle fühlen in dieser Nacht, der keine andere gleicht, die Seligkeit aus einer anderen Welt, den überirdischen Glanz, der auch damals die arme Krippe von Bethlechem verklärt hat. Und weil heute die Gottesliebe uns so unendlich nahe ist, jene Gottesliebe, die sich immer wieder dem gläubigen Herzen offenbart, folgen auch wir wie die Hirten dem wunderbaren Sterne und neigen uns anbetend vor dem Kinde, das alle glücklich machen will, die ihm glauben.

Heilige Tiefen atmet die Welt, heilige Tiefen und jenen wunderbaren Frieden, der sich noch heute der Menschheit, nach fast zwei Jahrtausenden, als Gottesgeschenk mitteilt. Allen, die da guten Willens sind. Jeder, der da guten Willens ist, wird auch denen, die durch ein widriges Geschick auf den armen Raum der Hoffnung verzichten müssen, ein Fest der Freude zu schaffen suchen, eingedenk des Heilandes, der den Armen und Bedrängten zur königlichen Höhe seiner Liebe erhob, er, der das herrliche Wort gesprochen: Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan. . . .

Gerade in der heutigen Zeit ist der christlichen Nächstenliebe ein so ungewöhnlich weites Feld erschlossen. So viele hat die Not und die wirtschaftliche Verdrängnis einsam und verlassen gemacht, so viele warten mit Sehnsucht darauf, daß auch an ihnen sich die Freudenbotschaft der heiligen, geweihten Nacht erfüllt. War so mancher, der fast verlernt hat, zu hoffen, gar so mancher, den das Leid und das Elend auch am den letzten handbreiten Sonnenstrahl gebracht hat, faßt, wenn es Weihnacht wird, wieder eine ganz leise, liebevolle Stimme im Herzen klingen, eine Stimme, die alle, seltsame Kindheits-erinnerungen lebendig macht. Mag sein Weg bisher auch nur durch Not und harte Entbehrung geführt haben, am Feste der heiligen Weihnacht, am herrlichsten Feste der Christenheit, ist keiner so arm, daß auch er nicht zu hoffen wagt.



So gehe denn Liebe segnend durch das Land, über-
allhin, wo Menschen wohnen. Und mit der Liebe der
Friede, auf daß uns ein Weihnachtsfest werde der ech-
ten, großen Gotteslute. . . . (3)

Als die Lichter brannten . . .

Von Heinrich Goldmann

(Nachdruck verboten.)

Es war ein stiller Winterabend. Tief vernebelt
lagen die schmalen Straßen des Grenzstädtchens, und
lautlos verhallten die Schritte der wenigen Menschen,
die ihrem Heim zuwanden, in der tiefen Schneedecke.

So kam es, daß die Tochter des Postleinherrers
Leutner den Vater nicht wie sonst die stille Straße
heraufkommen hörte und von ihm beinahe über der
als Weihnachtsgeheimnis gedachten Handarbeit betroffen
worden wäre. Erst unmittelbar vor der Tür der zu
ebener Erde gelegenen Wohnung verriet sich die Nähe
des Vaters, als er sich den Schnee von den Schultern
schüttelte. Schnell verborg das Mädchen die Stiderei.
Im nächsten Augenblick betrat Vater Leutner die
Stube.

„Guten Abend, Vottel! Ich komme etwas spät.
Aber ich habe eben noch mit Robert gesprochen. Robert
kommt heute nicht zu uns. Er hat durch einen Zufall
Wind davon bekommen, daß an der Grenze wieder mal
etwas los sein soll. Der Schmuggel soll diesmal über's
Moor gehen. Na, Robert wird ihnen schon zeigen, daß
sie ohne ihn die Rechnung gemacht haben. Immerhin,
ein gefährlicher Beruf, Grenzbeamter zu sein. Na,
Gott beschütze! Und nun, mein Kind, was gibst du
essen?“

Mit der Bestürzung, wie sie eine schwere Beirgung
gibt, in die sich zudem das sich aufklammernde Licht der zum
Befenntnis reifen Liebe stellt, hatte sich das junge
Mädchen erhoben, reichte dem Vater stumm die Hand
zum Gruße und wollte sich gleich nach der Küche wen-
den. Da hielt der Postleinherr seine Tochter am
Ärmel zurück, nahm ihre beiden Hände und blidte ihr
mit mahnender Güte in die reinen Manungen:

„Vottel, mein liebes Mädel, eines laß deinen Vater
an dir sagen: der Robert ist der Sohn meines alten
Freundes. Auch deine verstorbene Mutter hat den
Jungen von Herzen gern gehabt. In mancher Stunde,
als ich mit deiner lieben Mutter über dich und Robert
sprach, war's mir, als hätte die leider zu früh Ver-
storbene es gern gesehen, wenn du und Robert ein
Paar hätten werden können. So wie ich den Jungen
kenne, war auch ich in Gedanken dafür. Aber, —
Vottel, der Robert ist Grenzbeamter, und du weißt, was
es mit diesem Beruf auf sich hat. Stündlich lauert
eine Gefahr, und manchmal bringen die Menschen der
Grenze einen Grenzbeamten den Mann, der morgens
gesund von Hause fortgegangen war, als — Toten auf
einer Bahre zurück. Nur das, Vottel, ist mein Bedenken.
Ueberlege alles! Es sind die Worte meines Vaters.“

Da warf das Mädel das abgewandte Gesicht mit
voll aufgeschlagenen Augen dem Vater zu, umklammerte
seinen Hals und weinte sich das ganze Herzensweh in
wortlossem Leid aus der Seele. Es war ein Gesichtnis,
das seine Sprache findet. Dann lief das Mädel zur
Küche. . . .

Draußen hatte sich inzwischen ein heftiges Schnee-
treiben erhoben. Vom Turm schlug es die erste Stunde.
Die wenigen Laternen wurden ausgelöscht. Es war
stodendunkel. Nur ganz unten am Ausgang der Stadt
drang das Licht einer Lampe durch die Ragen der ge-
schlossenen Läden.

Langsam nahen zwei Männer und schlichen leise
zur Haustür hinein, um sie vorsichtig wieder zu schlie-
ßen. Drinnen wurden sie von einem älteren, unter-
setzten Manne empfangen, der die Ankömmlinge schon
eher erwartet zu haben schien. Es war der Hauswirt,
der neben einer Schankwirtschaft auch einen Krämer-
laden unterhielt. Sofort begann zwischen den drei
Männern eine in gedämpftem Ton gehaltene Berä-
tung.

Da ertönte draußen in unmittelbarer Nähe das
Horn des Nachtwächters, und vom Turm brannnten
wieder träge Wackelschläge durch die stille Winternacht.

„So,“ sagte der Älteste der drei Kumpane. „Die
Gefahr ist vorbeigewandert. Wir drücken uns jetzt mit
anderen Aufzügen einzeln in der entgegengesetzten
Richtung aus dem Städtchen. Am Moor treffen wir
wieder zusammen.“

Darauf verließen sie in angemessenen Abständen
das Haus. . . .

Am Moor hielt unterdes der junge Grenzbeamte
die Nacht. . . .

Aber noch ein anderes Menschenkind hatte zu glei-
cher Zeit den Schlaf von sich ferngehalten. Votte Leut-
ner, die Tochter des Postleinherrers. In fieberhafter
Erregung hatte sie den Augenblick herangewartet, bis
die regelmäßigen Atemzüge des Vaters in dessen
Schlafkammer durch deren Tür für die aufgeregte lau-
schende Tochter zu hören waren.

Naß warf sich da das beherzte Mädchen den Man-
tel um, zog die Kapuze über den Kopf und eilte aus
dem Hause und dem Moor zu. . . .

Von blassen Ahnungen geweckt, flog sie förmlich
ihrem Ziele entgegen. Die Kälte war schneidend, aber
ihre Atem glühte. Das mutige Mädchen hatte nur
einen Gedanken: den jungen Grenzbeamten, dem sie
im Herzen schon lange eine uneingestandene Liebe zu-
strömen wollte, zur Vorsicht zu mahnen oder, wenn
es sein muß, ihm beizustehen.

Einem Schatten gleich eilte sie über die Schnee-
felder. . . .

Da plötzlich aber gestien in kurzem Zwischenraum
zwei Schiffe scharf durch die Nacht. . . .

Wie angewurzelt blieb das Mädchen stehen. To-
tenblässe überzog ihr Gesicht. Und die flackernden
Augen bohrten sich forschend in die Dunkelheit. Aber
nichts war zu sehen. Und doch mußte etwas Furcht-
bares geschehen sein. Bei diesem Gedanken löste sich
die Starrheit von dem bis zu Tode erschrockenen jun-
gen Wesen. Instinktiv der Schallrichtung folgend,
stürzte sie vorwärts. Und da — sie war schon eine an-
sehnliche Strecke gelaufen — erblickte sie, immer aber
noch in ziemlicher Entfernung, einen langen dunklen
Gegenstand am Boden liegend, und gleichzeitig sah sie
mit ihren leuchtenden Augen, wie eine Gestalt sich
von dieser Stelle kommend ein paar Schritte zurückbe-
wachte und auf das bleiche Schneefeld niederlief. In
weiterer Ferne drängten noch zwei fliehende Schatten
in den Nachtwind. Dann war es einsam um die
Tochter des Postleinherrers. Vor ihr, durch eine Au-
gel aus dem Boden getreten, lag Robert, der Grenzbeamte.

Ein verweirter Blick nach dem Himmel, dem die
sterngelagerten Wolken die allernähesten Sterne ande-
uteten, hatte aus der Verlassenheit von aller
Hilfe bei dem zum Weibe erwachenden Mädchen die
Kraft zum Kampfe um die Rettung des eigenen Le-
bens schaffend.

Die in den Schnee verfallende Blutspur ließ die
überanstrengt forschenden Blicke des gequälten Mäd-
chens sofort erkennen, daß eine Schußwunde im rechten
Oberarm den jungen Grenzbeamten nur ungeschädigt
geblieben hatte. Den Schall sich vom Halse
reichend, umwickelte sie damit die Wunde. Dann hob
sie den Betroffenen, dessen starke Natur durch die bald
erkannte Nähe seines Herzensmädchens sich wieder
besetzte, vom Boden und führte den Wankenden von
der Straße des Grauens langsam durch die Schneebän-
den zum Städtchen zu. . . .

Der Postleinherr war nicht wenig erschrocken,
als seine Tochter mit dem Verwundeten in seinem
Schlafgemach erschien. Indes trat sofort die Sorge
um eine sachgemäße Behandlung in den Vorder-
grund. . . .

Zwei Wochen waren darüber vergangen. . . . Die
Tanne kam ins Wandern, von den Waldbahnen in
Stadt und Land, und freudige Hände waren am Werk,
den Christbaum schmückend für die heilige Weihnacht vorzu-
bereiten.

Auch im Hause des Postleinherrers beschäftigten sich
off die Hände zweier geschäftigen, jungen Leute, die
sich in herzlichem Uebereifer die Arbeit einander aus
den Händen zu nehmen drängten.

Diebstahl und mit heimlicher Genußnahme beob-
achteter Vater Leutner das schweigend empfindende

„Mit der beiden einander entgegenschauenden Men-
schenherzen.“

Er war besiegt.

Und nun war der Tag von Heiligabend gekommen.
Der Winter morgen war seine ganzen Schneevor-
räte in die festlich gestimmte Welt.

Und wie die ersten Dämmerfloden auch die Gassen
und Winkel des kleinen Grenzstädtchens verflochten,
begannen hinter den Fenstern der wohllich durchwär-
men Stuben die Weihnachtskerzen zu glitzern.

Auch im Hause des Postleinherrers brannten die
Lichter am Tannenbaum.

Die einfache aber sinnige Bescheerung war vor-
über, da trat Robert, der junge Grenzbeamte auf Va-
ter Leutners zu, um etwas zu sagen. Votte schien wäh-
rendem plötzlich die Notwendigkeit entdeckt zu haben,
an dem Weihnachtsbaum etwas in Ordnung bringen
zu müssen. Aber der war ja ganz in Ordnung. Der
Vater merkte sehr wohl das verlegene Gebahren seines
Mädchens und mußte sich gleich alles zu erklären. Dar-
um ließ er den jungen Mann erst gar nicht zu Wort
kommen, sondern sagte nur in seiner kurzen Art:
„Schon gut, lieber Robert, ich weiß ja schon. Warte
noch mal die Hände. Das soll mein Weihnachtsge-
heimnis sein!“

Ein überglückliches Paar und ein beseligt dreier-
blinzelter Vater sahen darauf noch lange im herz-
lichsten Geplauder beisammen, auch wie schon das
kleine Grenzstädtchen in der Schneedurchströmten
Christnacht schlief. . . .

Hannes von Wüschelburg.

Von Jos. Pelz-Sarlowitz.

(Nachdruck verboten.)

„Wüschelburg“ ist ein kleiner Ort in der Gra-
fschaft Max. Es zeichnet sich nicht besonders aus, wird
den wenigsten bekannt sein und diese wenigen kennen
es vielleicht nur auf Grund eines Ereignisses, „Wüschel-
burger“ genannt, einer Schnapsari, ähnlich dem
„Nordhäuser“ oder „Steinhäger“.

„Hannes“, unter „Maat“ — so nennt man in der
Marine die Unteroffiziere — war dort geboren und
hatte längere Zeit in enger Beziehung gerade mit der
Erzeugerstätte dieses „edlen Stoffes“ gestanden, denn
er war gelernter „Mummtreiber“, wie in der Mundart
sprache die „Küfer“ genannt werden.

„Mummtreiber“ wäre wohl für ihn der passendste
Epitheton gewesen, da er gleich nach beendeter Lehr-
zeit den Wüschelburger Staub von den Füßen schüt-
telte und sich nach redlicher Aufzucht seiner geist-
lichen Seele auf die Wanderschaft begab, um sich
in allen Winkeln des Deutschen Reiches „herumzutrei-
ben“, bis er „gezwungenermaßen“ in die Marine ein-
gestellt wurde.

Er war sonst ein ganz interessanter Kerl, be-
sah eine schier unerlöschliche Portion Mutterwitz, der auch
in den schwierigsten Lagen nicht versagte und war ein
recht tüchtiger Soldat, bei jedermann beliebt.

Sein Neukeres war zwar nicht besonders ein-
nehmend. Seinen „Kürbis“, wie er den obersten Teil
seines Helmscorpus selber nannte, zierte ein an ihrer
Wurzel roter, nach vorne zu blau und an der Spitze in
verschiedener Farbe schillernder „Mummtreuer“ von
schier ungeheuren Dimensionen, daß er ihm manchmal
recht hinderlich wurde — die reinste „Nachbordlaterne“.
Dieser Rinken störte ihn beim Trinken insofern, als
der Rand des Glases an dem Rücken Widerstand fand,
er also nur aus ganz großen Gläsern trinken konnte,
was ihm wieder meistens recht angenehm war, denn
im Trinken fesselte er seinen Mann. Und — o, liebe
Veserinnen, erschrecken Sie nicht — sein „Mundchen“
war ebenfalls von außerordentlichen Abmessungen.
Es kam häufig vor, daß ihm ein Kamerad, wenn er
seine „Menagelappe“ zu weit auftrieb, einen Bierdeckel
über bekannten Form senkrechtstehend ohne Mühe hin-
einstob oder daß ihm einer auf 3 Meter Entfernung
einen Pöfel voll „Mummtreuer“ hineinpraktizierte, was
bei der Trefflichkeit der Geschützführung nicht allzu-
stark verwunderlich war. Schließliche sterten sein Ge-
sicht.

Stempel seiner liebenswürdigen, unvorstelllichen-
fönllichkeit trugen, in ihr regte.

Rein, sie wollte fertig sein mit ihm!

Nicht lange danach las sie in der Zeitung, daß
der so beliebte und talentvolle Konzertmeister Lucian
Baldow zum größten Bedauern aller Kunstfreunde
demnächst die Stadt verlassen wolle.

Ihr Gefühl sagte ihr ganz richtig, daß sie daran
die Schuld trug!
Aber sie hatte nicht anders handeln können — es
wäre gegen ihre Natur gewesen!

Was ich gefunden berein! bei dir,
Gina schnell und früh zu Grabe,
Und wie im Traum nur ist es mir,
Daß ich geküßt dich habe!

Seit mehr als zwei Jahren hatte Edith Wüschel-
burg ihre Stellung bei Thomas u. Wagner inne, die ihr
ein angenehmes Leben bot.

Sie bekam ein gutes Gehalt, mit dessen größtem
Teil sie den Bruder unterstützte. Für sich selbst brauchte
sie ja wenig, und sie war glücklich, Thantmar jetzt in
dem Maße, wie sie es tat, helfen zu können.

Ihre Tätigkeit machte ihr Freude; sie nahm ihre
ganze Kraft in Anspruch und ließ sich keine Zeit zu
gefalligen Grübeleien.

Es war ihr nicht schwer gefallen, sich einzuarbei-
ten. Ihre große Umsicht und Tüchtigkeit, sowie ihr
Kleß hatten sie ihrem Chef sehr wert gemacht, der ihr
eine besondere Vorliebe für das schöne, ernste Ma-
chen gelast hatte.

Fortsetzung folgt.

Edith Bürkners Liebe.

Roman von Fr. Lehne.

51. Fortsetzung.

Mit allen Fasern seiner Seele hing er an dem
blonden, süßen Mädel — und wie sehr, das hatte er
erst dann so recht gemerkt, als er sich in törichter Ver-
blendung von ihr losgesagt und eine andere um des
Geldes willen vorgezogen.

Manchmal war es ihm, als fühle er noch Ediths
warme, junge Lippen auf seinem Munde, und dann
überkam ihn die Sehnsucht nach ihr, daß er hätte zu
ihr eilen mögen, sich vor ihr niederwerfen und fluchen:
„Schlage mich, tritt mich mit Füßen — nur sei wieder
mein!“

Aber das waren ja alles so törichte Gedanken.
Wie verwundert würde sie ihn angesehen haben!

O, er kannte ja den stolzen, trostigen Zug um den
roten Mund, der ihm heute mehr als je aufgefallen
war. Vergessens hatte er das warme, innige Aufsehen
in den dunklen, ausdrucksvollen Augen gesucht, das
ihn früher so oft bezaubert hatte.

All jene süße, zarte Heimlichkeit der jungen Liebe
sollte nun für immer vorbei sein.

Gab es denn gar keine Gräde zurück in die Ver-
gangenheit? Sein Herz war voll der besten Vorsätze;
er hatte recht: er war schon ein anderer geworden,
sein Sinn, sein Denken war ernster geworden, und
schwerer fühlte er das Unrecht, das er dem geliebten
Mädchen getan — er sehnnte sich danach, wieder gut
zu machen!

Wie gejaagt war Edith nach Hause gekommen.
Sinnend stand sie eine Weile da.
Nun hatte sie Lucian Baldow nach so langer Zeit
wieder gesehen und gesprochen! Seine Augen hatten

ihr wieder in der alten Liebe gestrahlt, sein Mund
hatte so bittende Worte gehabt — war es Schwäche,
wenn sie nachgab? Jetzt wäre er ihr sicher gewesen,
das wußte sie.

Wie hatte sie ihn doch geliebt mit der ganzen Un-
schuld ihrer neunzehn Jahre, mit der Reinheit ihrer
Seele — dem Vertrauen eines Kindes! Und wie
trauernd, was sie darin getäuscht worden!

„Nun, niemals konnte sie ihm das vergehen!
Nun gehörte ihr Leben der Arbeit und der
Pflicht.“

Sie rechnete sich zu den Enterbten, die nur zuse-
hen durften wie andere es sich an dem reich gebeden
Tisch des Lebens gütlich sein ließen. Und als sie zu-
gegriffen hatte, sich ein bescheiden Teil zu sichern, da
war es ihr gehörig versalzen worden, so daß ihr die
Freude und der Genuß daran verborgen war!

Nun hieß es die Rähne zusammenbeißen und
durch!
Mochte es auch noch so schwer sein, es mußte ge-
hen!

Und sie war noch jung. Das Leben lag noch so
verheißungsvoll vor ihr. Mit beiden Händen konnte
es ihr doppelt gehen, was es ihr jetzt genommen hatte.
Ihre leidenschaftliche, temperamentvolle Art sehnnte
sich nach Mitteilung, nach Hingabe, nach einer gleich-
gestimmten Seele.

Sie aber war einsam, allein!

Der Vater kranklich — die Mutter tot — und der
einstmals so heiß Geliebte verloren — sie kam sich vor
wie ein vom Sturm verwehtes Böglein, das nicht
mehr weiß, wohin.

Noch einmal hatte sich Lucian Baldow ihr ge-
nähert.

In stehenden, rührenden Worten hatte er geschrie-
ben, aber Edith war unbeweglich in ihrem Entschlusse.
Ihr Stolz triumphtierte über jedes andere weichere Ge-
fühl, das sich doch bei seinen Zeilen, die so ganz den

den Baum zwei tauentworfene Tannenzweige und ein frohlockendes, schweinsborstentragendes Gefäß.
Es war heiliger Abend. Hannes steuerte damals den Steuerbordfuder eines unserer Kriegsschiffe, das im Kieler Hafen in der Nähe der Reventlowbrücke vor Anker lag. Kalter Nordwest legte über den Hafen, so daß es sich in den Abendstunden als nötig erwies, das Schiff an zwei Anker, und zwar vorn und hinten, festzuliegen, damit es mit seiner beträchtlichen Länge nicht den Hafenverkehr zu sehr stören konnte. Da nun der Steuerbordfuder — ein mit 12—14 Mann zu besetzendes Ruderboot — an der Vorseite lag, also dem Hinteren ausgesetzt, wurde es auf Veranlassung des Kommandanten auf die Nachbordseite verholt, ohne daß Hannes hiervon Kenntnis erhielt. Er gab sich wohl währenddessen „edler“ Genüsse hin, denn kurz vorher war die Postordnungsanzug an Bord gekommen und hatte ihm etwas mitgebracht — eine volle Bootsladung Weihnachtskaffee war angekommen. Auch Hannes war dabei auf abgehenden; ein ganzes Häfchen Mischelbrot war für ihn angekommen. Freudenstrahlend sah er es seinen Kameraden, klappte eine Flasche ab und stellte sie unter den Christbaum, der im Zwischenraum in seinem Schilde prangte. Mit dem Häfchen verabschiedete er sich.
Um acht Uhr fand die Weihnachtsfeier statt. Die Mannschaft versammelte sich um den Christbaum. Der Kommandant hielt eine zu Herzen gehende ferner Anrede, die Zuhörer teilten trug einige Fieder vor und das Musikkorps einigte in die Weihnachtsstimmung passende Musikstücke. Hieran wurden die Geschenke verteilt und jeder konnte sich weihnachtlicher Genüsse erfreuen und seinem Vergnügen nachgehen.
Da wurde manches „Garn“ gesponnen. Hannes war längst in bester Stimmung. Er hatte sich bereits des Bitteren sehtwärts „in die Küche“ geschlagen und sein überlebensgroßer Gesichtserker glühte wie ein Licht aus dem Feuer geholter Stöckchen. Er erzählte von seinen langen Wanderfahrten, sang das wunderhübsche Lied: „Diese Nase ist mein eigen“ und löste allgemeine Heiterkeit aus.
Da erscholl plötzlich ein Bootsmannspfliff: „Der Steuerbordfuder flar!“
Der Kommandant, der eine zeitlang mit seinen Offizieren gefeiert hatte, wollte an Land zu seiner Familie gefahren werden.
Die Antermannschaft war schnelligst an Deck gelassen, hatte über das Nachbordfallreep — eine Treppe an der linken Außenseite des Schiffes — den Hinter bettiegen und wartete auf Bootsteurer und Kommandanten.
Hannes, der sein Boot immer noch auf der Steuerbordseite wühlte, sprang in seinem Dufel über dieses Fallreep und kommandierte, wie er das als schneidiger Seemann gewohnt war, bereits unterwegs „Mar bei Aileen; Niemen hoch!“
Das letzte Wort endete in einem eigenartigen Gurren, denn unser lieber Hannes war statt in den Hinter — der ja auf der anderen Seite lag — in das schon frischkalte Wasser des Kieler Hafens gesprungen.
Der „Mie“, so wird der Kommandant ja gewöhnlich genannt, hatte gute Paune. Er verzichtete auf Hannes, als er dessen Mißgeschick erfahren und ließ sich vom Nachbordsteurer an Land legen, bedauerte schließlich Hannes recht sehr und versicherte ihm, um ihn vor Erkältung zu retten, einige heiße Rumgrog aus der Offiziersmesse auf seine Kosten. Er wußte recht gut, was dem Hannes in einem solchen Falle not tat; er hatte den Nagel auf den Kopf getroffen. Hannes prüffte unterdessen im Wasser wie ein Nilpferd und ließ sich schließlich von hilfsbereiten Händen wieder ans Fallreep schafften — ein Grund zum Trinken.
Hannes hatte bereits eine Serie Grogg hinter die Binde gegossen, dann war er iewlos verschwunden.
Erst nach langem Suchen fand man ihn in der Antermannschaft auf der Hohlbank liegend vor. Seine Nase glühte wie ein Karfunkelstein und das Häfchen Mischelbrot stand neben ihm.
Sein „Sagen“ war einen Knoten weit zu hören — er schlief einen guten Schlaf.
Nun trat der Sanitätsmaat („Sargnagel“ war sein Epitheton) in Aktion. Er wußte Rat, holte ein Brandgewehr und stellte es mitten auf seinen Bauch. Die ganze Versammlung intonierte inzwischen das wunderhübsche Lied: „Schlummre sanft in heiliger Stille, schlafte beide Augen zu.“
Hannes schloß, der Alb schien ihn zu drücken. Rechts standen dicke Schweinitropfen auf seinem Gesicht. Erst nachdem dem Häfchen einige Klöschen entnommen waren, wurde Hannes von seinem Alb befreit und in zwei wollene Decken eingewickelt.
Am Weihnachtsmorgen war Hannes wieder munter wie ein Fisch; seine „Gurle“ strahlte im schönsten Glanze. — Der Feuerwerker witterte „Explosionsgefahr“; sie mußte aufs neue begossen werden. Der Feuerwerker mußte es ja wissen.

Des Christbaums Heimat.

Vermutlich ist gar manchem schon, wenn er an den Tagen vor Weihnachten über den Christmarkt ging und die ungezählten Tannen und Nichten zum Verkauf ausgestellt sah, der Gedanke gekommen: Ist es denn nicht recht schade, daß Jahr für Jahr allerorts so gewaltige Mengen von Bäumen der allüberlieferten Sitte zum Opfer fallen müssen?
Unbekannten kann unserem deutschen Walde nicht genug Schonung zuteil werden. Die Erhaltung des deutschen Waldes ist sogar in den letzten Jahren zu einer ungewöhlichen dringenden Aufgabe geworden. Und doch besteht bei der Tannenbaumzucht für unseren eigentlichen Wald keinerlei Gefahr. Im Gegenteil, gerade durch die Verwendung bestimmter Bäume zu Weihnachtszwecken werden für unsere deutsche Forstwirtschaft sehr schätzbare Einnahmen erzielt.
In zahlreichen Stellen des deutschen Vaterlandes und besonders Christbaumkulturen, teilweise von sehr beträchtlicher Ausdehnung, geschaffen worden. Ein erheblicher Teil des alljährlichen Weihnachtsbedarfes wird

daraus gedeckt. Hier auf diesen Kulturstrecken wächst also der Tannenbaum mit dem ausdrücklichen Zweck, einmal ein Weihnachtsbaum zu werden, heran.

Nun grüßten Telle aber werden die Christbäume in allen möglichen Teilen des deutschen Waldes geschnitten. Diese Bestände, die ausdrücklich für den Christbedarf freigegeben werden, müßten ohne weiteres fallen, so es sich um Baumreihen handelt, die ohnehin zu schwach sind, um sich im Hochwald weiterzuentwickeln. Es handelt sich also um Flächen, die ohnedies gelichtet werden müßten. Die ganz großen Christbäume aber, die auf den Weihnachtsmärkten zum Kauf angeboten werden, sind zumeist nur die Kronen alter Waldbäume, für die sich ebenfalls die Notwendigkeit des Fällens ergeben hätte. So grüßt gar mancher Familie einen Christbaum, der ebenedem im großen, deutschen Walddom ein schaukelnder Wipfel war und froh hinaussagte über Berg und Tal.

Seine plötzliche Wandlung wird er aber sicherlich nicht bereuen, denn Weihnachtsbaum zu werden, das ist die höchste Ehre, die nach den ungeschriebenen Gesetzen des Waldes einem Baume zuteilwerden kann. (8)

Selt'ame Weihnachtsfitten.

Alte und manchmal seltsam anmutende Weihnachtsfitten haben sich in Schweden erhalten. Wie überall, wo man das Weihnachtsfest feiert, bildet auch im Norden das weihnachtliche Festmahl den Höhepunkt der ganzen Feier.

In wohl unbewusster Erinnerung an den Kul-Eber der alten Skandinavier verzehrt man als unerlässliches Weihnachtsgesicht Schweinefleisch, besonders Schinken, der auf seinem schwebischen Weihnachtsstisch fehlt, während man am Mittag des heiligen Abends nur das Brot in die Schweinefleischbrühe taucht und am Abend sogar nur Kastenspeisen, Stodfish und Milchreis, genießt. Auf dem Tische ist es noch vieloch Brauch, daß die Wanner vor dem heiligen Abend ein Dammsbad nehmen, bei dem recht gut geheizt wird, daß auch die guten Hausgeister daran teilnehmen können. Am zweiten Feiertag veranlagt man sich mit einem besonderen Spak: die jungen Leute verkleiden sich als „Weihnachtsgespensher“. Die Burken vernehmen sich als Mädchen, und die Mädchen laufen in Männerkleidern einher.

Nach ein Vergnügen gibt es am Stephanstag: den „Stephansritt“ — er ist merkwürdigerweise auch in vielen anderen Ländern so z. B. auch in Österreich üblich —, ein Umzug zu Pferde, bei dem alle Pieder geungen werden, worauf man die Reiter mit allerhand guten Gaben belohnt. In Schweden kann man gelegentlich noch einem seltsamen Weihnachtsgesicht begegnen, der jedenfalls ein Ueberrest einer sehr alten Kulturlandung ist. Kommt man nämlich am heiligen Abend in ein Haus als Gast, so wird man sogleich mit — marmem Wasser übergossen, und dazu schreien die Gastgeber, daß dem Fremden die Ehren gesen. Aber der Volkskalanbe behauptet, daß auf diese Weise die bösen Geister, die sonst vielleicht das Weihnachtsvergnügen stören könnten, am sichersten verjagt würden.

Die Anbetung.

Wie blüht, von Schimmer umflossen,
An Majestät so lind
Von ihrem goldenen Throne
Die Jungfrau mit ihrem Kind.

Die Hirten sind gegangen
Mit Engelstanz und Tanz,
Die heiligen drei Könige kommen,
An opfern Duft und Glanz.

Sie opfern mit Konnetränen
Ihr Herz, aufrichtig, wahr,
Die Mutter Gottes lächelnd
Reicht ihnen ihr Kindlein dar.

„Dirr!“ ich dir küssen die Füßchen,
„Dirr!“ es auch mir erlaubt!
Und legstest du segnend die Händchen
Auf mein unwürdig Haupt!

Christoph Bernh. Schläter.

Ein Weihnachtsmärchen.

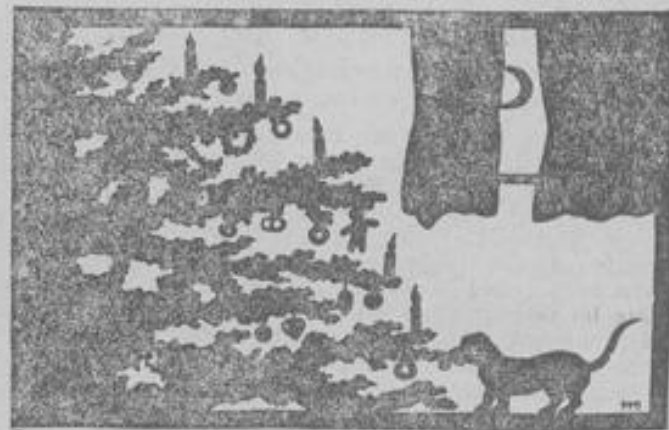
Was der Tannenbaum schmutz schwahte.

Die Kinder waren zu Bett geschickt, die Lichter am Tannenbaum ausgelöscht. Nur ein vergessenes Leuchtlicht noch an die glühende Derrlichkeit. Es war ein recht lebhaftes Treiben da im Baum! Es hätte nur jemand mal in die Weihnachtsstunde guden sollen! Aber die Wanduhr hatte ja eben zwölf geschlagen, und da trugen alle Dinge Leben, noch dazu in der Weihnachtsnacht!

„Gut!“ flüsterte ein blaues, braunes Honigkuchenmännchen, das ziemlich tief unten gehangen hatte, höher am Baum hinauf. „Ich will nicht geessen werden!“ schrie es. „Wenigstens jetzt noch nicht! Ich will noch ein bißchen am Leben bleiben! Es ist der reine Zufall, daß ich noch da bin. Fris wollte mich gerade verbissen, als Grokwater ihn rief — das war mein Glück!“

„Ich werde auch ein bißchen höher steigen!“ quiekte es aus den dichten unteren Baumzweigen, und ein rosiges Marzipanweinchchen arbeitete sich aus dem Grün hervor. „Nanu!“ meinte eine Glasnael, an der es vorbeikam, ganz erstaunt. „Nanu!“ Du bist doch unten bleiben können, du hingst da so versteinert, kein Mensch hätte dich gesehen.“

„Nein!“ quiekte das Schweinchen. „Mensch nicht, das weiß ich wohl! Es sind aber nicht bloß Menschen hier, die gern Marzipan essen! Einem Menschen will ich mich gern gönnen. Mich soll Vifelottchen haben, die mag ich gern leiden, und ich will mich ganz dicht bei ihrem Tisch hinhängen. Männen aber soll mich nicht kriegen. Männen, der Feder, der immer unterm Baum herumfliehet und schon zwei Zuderbrezeln, ein Marzipanwürstchen und ein Schokoladenherz gefressen hat!“



„Auch noch eine Pfefferkuchenfrau — und mich kenne!“ rief ein kiffgefüllter Schokoladenkringel mit einem großen Loch. „Ich bin sehr traurig, denn ich bin lange nicht mehr so hübsch, seit er ein Stück von mir abgebissen hat. Ich habe schon viel geweint darum — lauter große, dicke Tränen. Die hat Männen auch aufgeleckt, und er hat sehr gierig zu mir emporgeschleckt, aber er konnte nicht ankommen! Ja, wir sind recht zu bedauern, wir ehbaren Dinge haben ein gar zu kurzes Leben!“

„Ach, uns geht es auch nicht anders!“ rief ein Weihnachtsengel aus Wachs, das sich schwebend am Zweig schaukelte. „Mein Brüderchen hing ein bißchen dicht an einer brennenden Kerze — da ist ihm zu heiß geworden und tropf! tropf! ist zu heißen nassen Augen zerichmolzen und über die Zweige herabgelaufen. Nichts ist von ihm zurückgeblieben!“

„Ach, es schadet ja auch gar nichts, aufgegessen zu werden! Dafür sind wir doch da!“ meinte ein anderer, ein zuderbestreuter Schokoladenkringel. „Ich sage wie das Marzipanweinchchen: Vifelottchen soll mich haben. Fris nicht, der ist zu gierig! Vifelottchen wird auch mich wohl kriegen, denn sie hat mich schon sehr freundlich angeleckt und mit dem Zungenstippen über mich hingeleckt. Ich bin ein bißchen blind davon geworden, nicht mehr so blaß, wie ich vorher war — aber das schadet nichts. Ich schmede Vifelottchen trotzdem!“

„Wir werden wohl von Fris gegessen werden!“ meinten bedächtig einige Zuderbröden, die in einem hübschen Goldpapierne hingegen. „Vifelottchen wird uns wohl nicht recht mögen. Ueber uns war ein Weihnachtslicht, das ein wenig schief stand. Da sind viele Wachsstränen heruntergetropft, immer gerade auf uns herauf. Nun schmeden wir ein wenig nach Wachs — aber Fris kommt das nicht darauf an. Jungens sind darin nicht so ängstlich!“

„Nein!“ freute sich ein hübscher, weißer Schwan aus Seife. „Nurallig ist er in diesem Punkte wirklich nicht! Er hat recht herhaft in meine Frau hineingebissen, weil er glaubte, sie sei aus Marzipan. Er hat es erst gemerkt, als es im Mund so merkwürdig schäumte.“

Da lachte der ganze Baum und alles, was an ihm hing, so, daß es ihn schüttelte, und die Wanduhr schnurrte: „Gins.“

Der Pfefferkuchenmann aber wurde doch gleich am andern Morgen verpeißt, denn er war vor Lachen vom Baum gefallen, und Männen fand ihn, als er nach Pfefferbissen suchte! M. B.

Dies und Jenes.

Weihnachtsandachten. An vielen tausend Orten ertönen zu gleicher Stunde die Stimmen der Gebet des Heilandes. Die ganze christliche Welt schaut hin auf ein Kindlein, von Armut umgeben, und gedenkt in Worten und Liedern der großen Gottesliebe. In Europa bewegen sich die Weihnachtsgottesdienste und Andachten nach Brauch und Form in altgewohnten Bahnen, aber wie anders geht es oft zu fernab von der großen Welt, dort, wo die Missionare ihres Amtes walteten und das Wunder der Weihnacht ihrer kleinen oder größeren Gemeinde in einer ihrem Verständnis angepaßten Form nahebringen müssen. Die kleine Kirche wird prächtig geschmückt, und ein Lichterbaum erhöht den Glanz des Festes. Schon dieses äußere Bild fesselt die Menschen ungewein. Und wahrlich, gerade ein Weihnachtsgottesdienst in der Fremde unter Fremden weicht von der Heimat nur doppelt erheben sein. Aber auch hier hat der unheilvolle Krieg gar vieles zerstört! Hunderte von deutschen Missionaren und Missionarinnen haben unsere englischen Oeager ihrer segensreichen Arbeit entzissen, während die mühsam geschaffenen Gemeinden vielfach verwast sind.

Weihnachts-Rätsel.

Gebirgs-Rätsel.

c	e	t	h	b	m
		a	u		
w	h	i	s	n	a

		h	f	
	r	e	i	d
	l	u	ö	h
		c	o	

Zahlen-Rätsel.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
2	7	3	10	4	5	1	2			
3	7	8	5	4	10	9	3			
4	5	1	2	4	7					
7	9	10	5	9						
6	3	4	1	2	6	9	3			
7	11	2	4	7	10					
8	3	9	5	6						
9	11	4	6	2						
16	7	4	10							
11	2	9	4	9	3					

Teil eines Festes.
Brustpanzer.
Geistlicher.
Italienische Insel.
Vandwirtschaftl. Gerät.
Kuchengerät.
Männl. Personennamen.
Französisch. Kriegsbefehl.
Weibl. Personennamen.
Völkischer Ort.
Alte Münze.

Umbildungs-Rätsel.

Aus den 3 Wörtern: Hans Jaksis Perome sollen durch Umstellen der Buchstaben drei neue Wörter gebildet werden, und zwar biblische Namen aus der Weihnachtszeit.

Das Christkind in Hochheim.

Lazarett-Erinnerungen aus dem Jahre 1917
von Otto Lehmann, Potsdam

Weihnachten, das Fest der Liebe und der Freude, das Lieblingsfest aller Menschen war herangerückt. Damals war es mir vergönnt, daselbe in der Heimat, wenn auch nicht daheim bei meinen Lieben in trautem Kreise, zu erleben zu dürfen. Nie hätte ich 1915 im tiefen, feuchten Keller der völlig zerstörten französischen Ortschaft Dives, 1916 im öden kalten Rußland, wo der heilige Abend in einsamer Blockhütte in den Kollino-Sümpfen gefeiert wurde, gedacht, daß mir im Jahre 1917 das Christkind in Hochheim beschenken würde. Dank der Wohltätigkeit der Einwohner Hochheims waren damals wieder die Mittel aufgebracht worden, um uns kranken und wunden Soldaten im Vereinslazarett eine Weihnachtsfeier bereiten zu können. Die Bescherung fand am Sonntag, den 23. abends 7.30 Uhr, verbunden mit einer kleinen Weihnachtsfeier im katholischen Vereinshaus des Krankenhauses statt. Wie hatte man sich schon wochenlang vorher darauf gefreut, kaum konnte man die Stunde der Bescherung erwarten und endlich war sie herangelommen. Der Saal war sinnig mit den Symbolen des Christfestes geschmückt und an den Längsseiten waren Tische aufgestellt, auf denen die Geschenke, bestehend in warmen Kleidungsstücken, je einer Flasche des berühmten Hochheimer Weines, Rauchvorrat und sonstigen praktischen Bedürfnissen, nebst verschiedenen Süßigkeiten, aufgebaut waren. Wie leuchteten die Augen, die so manches Mal an schweren Kampfslagen in den Tod sahen, als wir den Saal betreten durften. Wie sorgfältig und ohne einen jeglichen zu benachteiligen sie von lieber Schwesterhand gewählt waren. Die Vortragsfolge umfaßte nach dem von uns Soldaten gesungenen Weihnachtslied „Hört wie die Gloden erklingen“ einen Musikvortrag für Zither und Violine. Dann folgte als Hauptnummer das vieraktige Schauspiel „Stella“ von dem Pfarrer Josef Faust, der im dortigen St. Antonius-Hause seinen Lebensabend verbringt und der Vorstellung persönlich beistand. Die Darstellerinnen, Mitglieder des Jungfrauenvereins, erledigten sich ihrer Rollen mit großen

Geschick und tiefem Verständnis, eine Frucht sorgfältiger Einstudierung, sodaß ihnen reichlicher Beifall gezollt wurde und das Stück den besten Eindruck hinterließ. Die Pausen wurden durch Klavierstücke junger Pianistinnen, sowie durch Vorträge von Weihnachtsliedern von uns ausgefüllt. Nach einem weiteren Vortrag eines Gedichtes ergriff Herr Pfarrer Herborn das Wort zu einer Ansprache an uns, in der er mit schlichten Worten hervorhob, daß es uns, damals vergönnt sei, fern von allem Schlachtdonner, Weihnachten in der lieben Heimat, im Kreise gütiger und freundlicher Hochheimer feiern zu dürfen, die dazu beitrugen, uns so gut es eben ging, mit Geschenken zu erfreuen. Hierauf ging es an die Austeilung der Geschenke, wobei die Freude aus manchem alten und jungen Kriegerantlitz leuchtete. Und wem hatten wir dieses alles zu danken? Unseren lieben Einwohnern von Hochheim. Alle, die dazu beigetragen hatten, den Gabentisch für uns, so reichlich es eben ging, zu segnen, hatten wie Herr Pfarrer Herborn in seiner schlichten, zu Herzen gehenden Ansprache an uns ausgedrückt, ein wachendes Auge und ein fühlendes Herz. Hätten wir damals keine so gütigen Hände in Hochheim gehabt, was wäre es dann für ein Fest für uns geworden? Als der Christbaum im Kerzenglanz brannte, dachte wohl mancher von uns an längst vergangene Tage der Kindheit, wo kaum der Augenblick erwartet werden konnte, bis der Vater die Türe öffnete und uns zu den Gaben, die für uns Kinder bestimmt waren, führte. Konnte dieses wirklich schon so lange her sein? Und es ist so! Viele von uns hatten nun schon selbst Kinder und konnten auch damals am heiligen Abend nicht im lieben Familientreibe weilen. Aber wir alle wollten Gott danken, daß er alles so geführt hat, daß die Einwohner Hochheim's sich der Soldaten ihres Vereinslazarets in so liebevoller Weise angenommen haben.

Leider mußte die schöne Feier wegen vorgerückter Nachtzeit beendet werden. Mit Freude und glücklichem Herzen eilten wir auf unsere Zimmer. Hier bewunderten wir noch einmal unsere Geschenke und freuten uns über all das, was uns das Christkind gebracht hatte. Nachdem dann die Schwester zum Schlafengehen gemahnt hatte, hielten uns noch Erinnerungen an die Kindheit und Erlebnisse

im Felde wach, bis uns endlich ein erquickender Schlaf umgarnte. Als wir am nächsten Morgen erwachten, war draußen alles mit einer weißen Schneedecke versehen und bot ein recht weihnachtliches Bild. Am Abend wollten unsere Gedanken wieder bei unseren Lieben daheim, die ohne Vater, Bruder, Sohn oder Bräutigam sich unter dem Weihnachtsbaum vereint hatten. Ach, wie viele, die 1916 noch daheim Weihnachten feiern durften, ruhen schon längst in fremder Erde oder im tiefen Meeresgrunde. Sie konnten kein Weihnachtsbaum und Kerzenglanz mehr erfreuen. Manche Eltern werden wohl an jenem Abend das Bild ihres nicht mehr auf Erden weilenden Sohnes unter dem Tannenbaum in den Händen gehabt haben und an längst vergangene, glücklichere Zeiten mit Tränen gebacht haben. Wohl manche junge Braut konnte durch Zerstörung ihrer Zukunft und späteren Eheglücks keine Weihnachtsfreude empfinden. Möge aber Gott all diesen traurigen Menschen am damaligen Abend Trost in ihrem herben Schmerze gesendet haben.

Die Feiertage gingen still und ruhig vorüber. Am Abend des 2. Festtages gab der katholische Jungfrauenverein für die Einwohner von Hochheim noch einmal eine kleine Weihnachtsfeier, wobei wir Soldaten den Verein aus Dankbarkeit tatkräftig unterstützen.

Auch den Kuchen brauchten wir 1917 nicht zu entbehren. Freundliche Schwesterhände hatten dafür gesorgt, daß statt des Brotes an beiden Feiertagen wir mit Äpfeln, Zuder und Nussstücken erfreut wurden. Das stellvertretende Armeekorps hatte für jeden Lazarettinassen eine Weihnachtsstolle von 125 gr. Schwere gespendet.

Und jetzt, wo die Waffen wieder ruhen, der Friede ins Land eingeleitet ist und wir das Weihnachtsfest wie in früheren Zeiten im trauten Kreise begehen dürfen, werden sich sicher wohl diejenigen die es einstmals in schwerer Zeit in Hochheim feiern durften, noch gern und mit dankbarem Herzen an die schönen Stunden, die wir Weihnachten 1917 erleben durften, erinnern und ihren Kindern und Kindeskindern von dem Christkind in Hochheim und von den gütigen Einwohnern der Stadt erzählen, die für uns kranke und wunde Soldaten damals ein wachendes Auge und ein fühlendes Herz gehabt hatten.



**Landmütter!
Verkäufer!**

**Eintritt in den
Konsumverein!**

Dort glückt es Euch, eine positive Hebung der Lebenshaltung Eurer Familie zu erreichen, denn Ihr erspart dort den Händlergewinn! Als Mitglied des Konsumvereins seid Ihr

Euer eigener Händler!

Seinen klaren Ausdruck findet der Ausschluß alles Privathandels in den auf genossenschaftlicher Grundlage hergestellten

GEG-Erzeugnissen

Diese empfehlen sich allerorts durch Preiswürdigkeit und Güte. Man bekommt sie ihrer Bestimmung gemäß aber nur in den

52 Verteilungsstellen der

**Mainzer Spar-, Konsum- und
Produktions-Genossenschaft e. G. m. b. H.**

2816 648 Goldmark

Umsatz-Rückvergütung wurden insgesamt seit Bestehen der Mainzer Genossenschaft an die Mitglieder

zu Weihnachten ausbezahlt.

Diese Zahlen beweisen den Erfolg der Verbraucher-Organisation!

Und Du fehlst dabei noch?



Kaffee



Kerzen



Kolosfett



Kaffee



Tee



Kosmetische Artikel



Fischkonserven



Teigwaren



Zigaretten



Wolle



Bürsten, Pinsel



Textilwaren



Kosmetische Artikel

**Möbelfabrik
Lorenz Mendel Wm.**

Eddersheim a. M.
Telef.: Amt Hirschheim 31
empfehlen

ständiges Lager in

Schlafzimmer

Eiche, Buche, Kirschbaum,
und weißer Kiefer
von M 435.— an

Speisezimmer

von M 550.— an

Herrenzimmer

Küchen

Belichtungs- und
Sonntagszwanglos

Belzwaren

Pelzmantel

Zobel, Stups, Opossum,
Wölfe, Füchse usw.
in größter Auswahl

Pelzbesätze

alle Neuheiten der Saison
in jeder Preislage

Pelzhüte

nur neueste Modelle
Wir übernehmen d. Herben
und Färben aller Pelzstücke
in schönster Weise.
Ihre Pelzwaren lassen Sie
am besten und billigsten bei
uns modernisieren,
reparieren, reinigen
und bledern.

Hans Wolf & Co.
Hofstr. 11, Emsdorf a. d. L.
hinter dem Stadttheater

**Zither- u. Gitarre-
Unterricht**

erteilt gründlich Paul Fick.

Man bittet kleinere An-
zeigen bei Aufgabe

sofort zu bezahlen.

Illustriertes Unterhaltungs-Blatt

NR. 52

Beilage zu „Neuer Hochheimer Stadtanzeiger“ 1926

Geschäftsstelle: Massenheimerstraße 25

Das Hütsehgäulchen VON MAX BRAUN

(Nachdruck verboten)

Mit gehobenem Herzen rüsten wir Christenmenschen uns zum frohen Weihnachtsfeste. Eigentlich will es ja gar nicht so recht Weihnachten werden in diesem Jahre. Wenn nicht noch ein richtiger Weihnachtsschnee fällt, geht ein gut Stück Festespoesie uns verloren. Denn die Kinder wollen Weihnachten erleben im schneeigen Gewande. Christkindchen soll kommen im weißen Kleide, mit einer Krone auf dem Haupte und hellen, himmelnden Glöckchen, soll daherwandeln im frischen Weihnachtsschnee. Denn Weihnachten ist ja das Fest der Kinder, der kleinen und großen. Aber was wir großen Kinder beim Nahen dieses Festes verspüren: die Vorfreude an all dem Kommen-den, ist ja nur ein schwacher Abglanz all dessen, was das echte, rechte Kindergemüt beseelt beim Überdenken und Anschauen

all der Herrlichkeiten, die ihm Christkindchen zu Weihnachten bescheren soll. Denn das Leben hat uns Erwachsenen zu tief schon seine Furchen ins Herz gegraben, als daß wir den Kleinen das nachfühlen könnten.

Und so mache ich denn auch wieder meinen gewohnten Weihnachtspaziergang, den man so um Weihnachten in Kaiserslautern macht, ein klein wenig Festesstimmung schon im Herzen: Hauptstraße, Eisenbahnstraße, Kerfstraße, Fackelstraße und wieder zurück. Es läßt sich gut wandeln da. Denn es dunkelt und ein Lichtmeer flutet aus den zahllosen Schaufenstern auf die Straße. Mit Vergnügen betrachtete ich die staunenden Kindergesichter an den Fenstern. Es ist, als ob diese Flut von Licht hineinflösse in die schneller schlagenden Herzen der Kleinen, die ich da tagtäglich an den Schaufenstern stehen sehe, um sich gründlich all die Herrlichkeiten anzusehen.



Christkinds Einzug

Nach einem Gemälde von L. Madlener

Und ich selbst — ich muß auch wieder stehen bleiben, Gott weiß zum wievielten Male. Ich muß. Denn ich muß nun endgiltig Christkindchen um Rat fragen, was es meinen Kleinen zu Hause bringen soll. In diesen ernsten, schweren Zeiten heißt es haushalten und sparen. Und was habe ich nicht schon alles hören müssen! Und wie oft schon! Wie ein Resonanzboden gibt mein Gehirn all das wieder, was die lieben Kleinen mir tagtäglich vorlesen. Ich rekapituliere: Trommel, Säbel, Helm, Maschine, Lokomotive, Säulchen, Auto, Spiel, Soldaten, Festung... mir schwimmt vor den Augen... aber eine neue Entladung meines Gehirns folgt. Puppen, und abermals Puppen, Negerbübchen, Himmelbettchen, Puppenstube, Puppenküche, Kaufladen und abermals Puppen.

Für heute hätte ich nun wieder einmal genug davon genossen. Aber sonderbar — ich kann mich nicht trennen. Ich muß es zu Ende hören, das Kindergeplätz der Kleinen, die da am Fenster gerade vor mir stehen und sich beim Anschauen erzählen vom Christkind. Es sind zwei Bengel von vier und sieben Jahren, Kinder der Straße, ohne Aufsicht und Schuh, Wildlinge der Gasse. Ich kenne diese Sorte Kinder, sich selbst überlassen, frierend dem Wetter trokend, trotzend von Laden zu Laden. In ihren kleinen Herzen sprießt Weihnachten auf als ein Fest vieler ungestillter Wünsche und Herrlichkeiten; eine Wunderwelt tut sich vor ihrem inneren Bilde auf. Und doch liegt ihnen alles so unerreichbar in der Ferne. Wie eine Mauer stehen sie unbeweglich im gleißenden Lichte der Schaufenster und schauen und schauen. Und träumen. Träumen von all den Herrlichkeiten, die da stehen. Und wünschen sich. Wünschen sich alles, was ihr Herz begehrt. Der größere der beiden wünscht sich Trommel und Säbel. Er will trommeln und in den Krieg ziehen. Mit Begeisterung spricht er von seinen Soldaten, die er um sich sammeln will. Der Kleine, ein hellblonder, dunkeläugiger Bengel, etwas schmutzig im Gesichte, wie sie alle sind, sonst aber säuberlich angezogen, streckt beständig den kleinen, vor Kälte krebsroten Zeigefinger aus und tippt an das Spiegelglas des Schaufensters, indem er ein kleines Holzpferdchen liebevoll betrachtet und in kurzen Zwischenräumen in echt Westricher Dialekt spricht: „Gell, Karl, mei' Hutschegäulche.“

Als ich nach einer halben Stunde zufällig wieder vorbeikomme, steht der Kleine immer noch an derselben Stelle: „Uih, mei' Hutschegäulche, gell Karl, mei' Hutschegäulche.“ — Ich sehe hin auf den Gegenstand seiner innersten Sehnsucht: das „Hutschegäulche“ ist ein kleiner, hölzerner, steifbeiniger Gaul mit seiner schwarzen Flachsmähne, auf vier kleinen

Rädchen laufend, und ganz hübsch hergerichtet. Kostpunkt 15 M. Ach du lieber, du kleiner Kaiserslauterer Junge! Wie blickst du noch in die Welt voll Herrlichkeiten so kindlich mit deinen dunklen, klugen Augen! Ich bekomme wahrhaft meine Freude an dem Kleinen.

„Gefällt dir das Hutschegäulchen, Kleiner?“
„Ja!“

Er guckt mich mit aufgerissenen Augen an.

„So, so. Na, laß dir das vom Christkindchen bringen.“

Da blickt er vor sich hin so selig, als ob ihm das Christkind damit eine ganze Welt voll Träumen erfüllte.

Ich gehe meines Weges.

Es ist doch etwas Schönes um die Kinderfreude am Weihnachtsfeste!

Zu Hause angekommen,

ist mein Junge von acht Jahren gerade daran, sich eine Troddel zu seinem wiederaufgestöberten Holzsäbel zu hängen. Mein Töchterchen von sieben Jahren sitzt dabei und drückt seinem Charakterpüppchen — sie allein stehen ja bei Kindern mit fortgeschrittenem Geschmacke nur in Ansehen — einen innigen Kuß auf die rosaroten Lippen. Mir wird ganz warm ums Herz: unser Leben gehört den Kindern. Ich fühle es heute mehr als je.

Noch vier Tage bis zum Höhepunkt aller Freude! Nun muß auch ich mich zu meinen Einkäufen aufraffen. Und indem ich meinen Dispositionsfonds festsetze, mein Budget überschlage und die Bilanz ziehe, komme ich zu dem Ergebnis, daß ich meinen Einkaufsentwurf aufrecht erhalten kann.

Als ich am nächsten Tage wieder in die Hauptstraße komme, was sehe ich? Da steht ja wieder das kleine, blonde Kerlchen, blauefrotzen im Regen, regungslos, in das flutende Licht des Fensters blickend. Der Karl ist auch wieder dabei.

„Gell Karl, mei' Hutschegäulche.“
„Jakobche, kumm, mehr gehn jezt. 's ist mer kalt.“
Der Karl nimmt das kleine Jakobchen am Armel.

Es tut mir wirklich weh, den Kleinen zu sehen, wie er sich von dem größeren Gespielen endlich überreden läßt zu gehen und wie er, nochmals sich umsehend, einen Abschiedsblick auf sein „Hutschegäulche“ wirft. Es ist acht Uhr abends. Sicherlich treibt ihn der Hunger fort. Und wenn er nach Hause kommt, gibts noch Schläge. Oder auch keine. Ich kämpfe einen Anflug von Mißstimmung nieder. Aber sind wir zu Hause als Kinder nicht um diese Zeit auch einmal durchgebrannt?

Am nächsten Abend möchte die Gattin, die teure, einmal den „Robinson Crusoe“ sehen, den ich unserm Kleinen noch kaufen wollte. Sie ist zwar ein englisches Erzeugnis, diese Erzählung, aber ewig schön für die Jugend bleibt sie doch. Ohne die Gattin einer Antwort, die für mich jämmerlich genug ausgefallen wäre, zu würdigen, stülpe ich den Hut auf, schlage den Mantel um die Schultern und stürme spornstreichs die Treppe hinunter, das Vergessene nachzuholen. Ich bin schon wieder unterwegs. Der Mantel fliegt im Winde. Aber was sehe ich denn da? „Karl? Du stehst ja schon wieder da! Wo ist denn das Jakobchen?“

Traurig blickt mich der Junge an.
„Das Jakobche is krank.“
„Krank?“
„Ja, er hat's im Hals, ich glaab' er sterbt. Sie hann der Dokter. Sei' Mutter hat's gesagt.“
Ich lasse mir von dem Gefährten des kleinen Jakob über seine Verhältnisse und seine Herkunft Aufschluß geben. Sein Vater ist tot. Seine Mutter ist Arbeiterin in der großen Kammgarnspinnerei. Sie wohnen draußen auf dem Kotten, dem Arbeiterviertel. O, du armer, herziger Junge! Ich lasse mir seine Wohnung genau sagen. Dann trete ich in den Laden.

„Das kleine Säulchen, bitte, rechts dort in der Ecke des Schaufensters, ausgezeichnet zu 15 M.“
„Haben wir im Duzend hier im Geschäft vorrätig.“
„Ich bitte mir das im Fenster zu holen.“

Der Verkäufer wirft mir einen sonderbar lächelnden Blick zu. Sonderbarer Kauz — denkt er. Ich zahle und gehe. Eile davon. Nach einer halben Stunde habe ich das bezeichnete Haus gefunden.



WEIHNACHTEN:

Markt und Straßen stehn verlassen,
Still erleuchtet jedes Haus,
Sinnend geh' ich durch die Gassen,
Alles sieht so festlich aus.

An den Fenstern haben Frauen
Buntes Spielzeug fromm geschmückt,
Tausend Kindlein stehn und schauen,
Sind so wunderstill beglückt.

Und ich wandre aus den Mauern
Bis hinaus ins freie Feld,
Hehres Glänzen, hell'ges Schauern!
Wie so weit und still die Welt!

Sterne hoch die Kreise schlingen,
Aus des Schnees Einsamkeit
Steigt's wie wunderbares Singen —
O du gnadenreiche Zeit!

Joseph von Eichendorff



Wie das Spielzeug entsteht

Familie eines Holzarbeiters in einem Dorfe des sächsischen Erzgebirges beim Fertigmachen und Bemalen hölzerner Figuren

Ich klopfe an. Stumm fragend blickt mich eine abgehärmte, noch junge Frau an.

„Wo ist denn das kleine Jakobchen?“ frage ich.

Die Frau wirft sich mit einem Aufschrei auf das Bett.

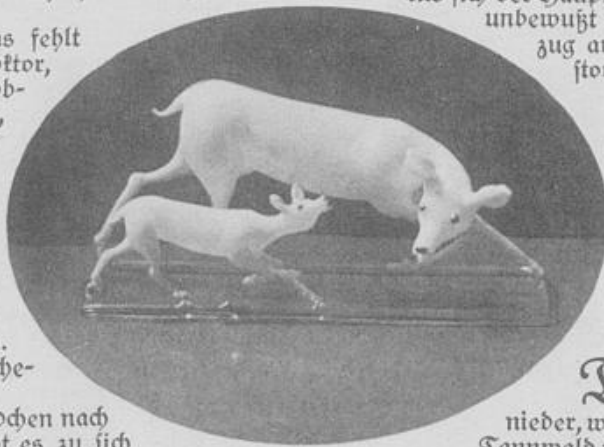
„Herr Doktor, Herr Doktor, helfen Sie ihm, der armer Doktor hat ihn — aufgeb!“

Ich hebe die Frau empor. „Was fehlt dem Kleinen? Ich bin nicht der Doktor, ich bin gekommen, dem kleinen Jakobchen sein Christkindchen zu bringen, das er sich so sehnlichst gewünscht hat. Wo ist er?“

Sie führt mich an sein Bettchen in einer Kammer nebenan. Da liegt der Kleine, schwer atmend, und blickt mich mit seinen dunklen Augen so seltsam an, daß ich fast schluchzen muß. Schwer hebt sich seine Brust. Seine Lippen sind blau.

„Da, Jakobchen, hast du dein Hutschgäulchen.“

Der Kleine streckt seine beiden Händchen nach dem kleinen Geschenk aus und zieht es zu sich auf sein Krankenlager. Und betrachtet es aufmerksam und voll Liebe. Lächelnd nimmt er es in seinen Arm und gräbt sich wieder in seine Kissen. Ich wußte genug. Meines Bleibens ist nicht mehr. Ich gebe der Mutter noch ein kleines Geldgeschenk für den Kleinen und gehe.



Anmutige Hirschgruppe



Weihnachtsmarkt in der Großstadt

Der Wind bläst durch die Straßen und kühlt meinen heißen Kopf. Ich durchschreite ganz einsame Gassen. Ich möchte gar keine Menschen sehen. Wie das Leben so grausam ist! Und morgen ist Weihnachten! Das kleine Jakobchen will mir nicht aus dem Kopfe. Es will keine rechte Stimmung mehr in mir aufkommen. Mir ist, als sei ein Englein vom Himmel gefallen und verröchle vor mir zu Tode.

Weihnachtsabend. Es ist fünf Uhr. Die Glocken läuten zusammen, sehr feierlich und schwer. Nebenbei sitzen die Kleinen bei der Mutter und harren frohbewegt. Da öffne ich die Türe und herein stürmen sie zum herrlichen Weihnachtsbaum, in Licht, Glanz und Herrlichkeit. Die Welt ist so schön, wo Liebe und Friede waltet.



Kleine Weihnachtskrippe aus der Industrie- und Gewerbeschule in Sonneberg

O du fröhliche, o du selige, Gnadenbringende Weihnachtszeit. Ich überblicke frohbewegt unser Glück, mein Glück.

Als sich der Hauptsturm etwas gelegt hat, verlange ich unbewußt nach der Zeitung. Ich suche den Auszug aus dem Standesregister. Pos. 3. Gestorben: Jakob Hein, 5 Jahre alt...

Eine Träne rollt mir herab. Also am selben Abend noch gestorben!

Er hat Christkindchen nicht mehr gesehen auf dieser Welt, er ist ja jetzt ganz bei ihm droben.

Aber sein Hutschgäulchen hat es noch erhalten, das arme, kleine Jakobchen.

Seine Maria

Draußen schneit es. Millionen zarter Kristallsternchen taumeln zur Erde nieder, weben ihr ein keusches Festgewand. Der Tannwald wächst hinter dem kleinen Gebirgsdorf empor wie ein Bärge, der allem Bösen wehrt.

In einer Hütte

am Walbrand steht ein weißhaariger Alter an dem mit Eisblumen bestickten Fensterchen und hält in den Runzelhänden eine kleine geschnitzte Figur. Verklärtes Lächeln träumt um den zahnlosen Mund. Nach allen Seiten dreht er die Puppe, prüft mit forschenden Augen, die von einem lichten Blau sind, wie es oft ganz alten Leuten eigen und nicht befriedigt: „Seine Maria“ ist ihm gelungen!

Er streicht zärtlich mit den Fingern der Rechten über das Schnitzwerk, das die Linke gegen das Fenster hält und ein andächtiger Ausdruck verschönt das gute Gesicht. Nun ist die heilige Familie vollständig. Dort auf dem Tische steht die Krippe mit dem Jesulein und dem Josef. Gerade fertig geworden zur Adventszeit: „Unser Heil ist jetzt näher, denn daß wir es glauben!“ murmelt er. Die Adventszeit ist ihm immer die liebste gewesen im ganzen Jahre. Sie dünkt ihm verheißungsvoll, weckt ein heimlich Freuen und zündet warme Lichter an im Herzen, in denen Weihnachtsweihe wohnt.



Der Weihnachtsengel in seiner jüngsten Verwandlung

Was kümmert den alten Schnitzer die äußere Armseligkeit seines bedürfnislosen Lebens? Geht nicht der Weihnachtsengel heute schon auf goldenen Sohlen durch seine Hütte und läßt ihm das kostlichste Kleinod da: Zufriedenheit?!

Glücklich träumt er von dem Lichterglanz, während er schier andächtig niederschaut auf sein jüngstes Kunstwerk: Die Mutter Maria.

208